

COLIN COTTERILL
Der Tote im Eisfach
Dr. Siri ermittelt



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Dr. Siri Paibun ist mit seinen 73 Jahren nicht mehr der Jüngste, aber er ist zweifellos der beste und obendrein einzige Leichenbeschauer in ganz Laos. Eigentlich hat er es also meist mit Verstorbenen zu tun. Doch nun muss er sich um ein paar höchst lebendige Menschen kümmern: Siri wird auf einer Fahrt durch eine Unruheprovinz von Mitgliedern eines Stammes der Hmong gekidnappt. Sie sind davon überzeugt, dass ein böser Fluch ihr Leben zerstört, und bitten Siri, dessen Macht zu brechen.

Während Siri im Dschungel vor einer schier unlösbaren Aufgabe steht, hält seine Assistentin Dtui in der Hauptstadt die Stellung. Doch auch sie hat ein gewaltiges Problem: Ein Toter, der für die Autopsie vorbereitet werden sollte, wurde nicht nur versehentlich tiefgefroren, er entpuppt sich auch als höchst explosiv: In seinem Inneren findet sich eine Handgranate, die offenkundig Dr. Siri ins Jenseits befördern sollte. Gemeinsam mit ihrem Kollegen Geung, mit Siris Verlobter Madame Daeng und ihrem Mann Phosy macht sich Dtui daran, den Täter zu finden ...

Weitere Informationen zu Colin Cotterill
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Colin Cotterill

Der Tote
im Eisfach

Dr. Siri ermittelt

Aus dem Englischen
von Thomas Mohr

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »Curse of the Pogo Stick«
bei Quercus, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe April 2014

Copyright © der Originalausgabe

2008, 2009 by Colin Cotterill

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published in agreement with the author,

c/o Baror International Inc., Armonk, New York, U.S.A.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

unter Verwendung der Umschlaggestaltung von buxdesign

Umschlagillustration: Copyright © The Artworks / Lucy Davey

Redaktion: Martina Klüver

AB · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48019-7

www.goldmann-verlag.de

Dieses Buch ist den Hmong und allen anderen
laotischen Bergvölkern gewidmet, die not-
gedrungen auf beiden Seiten des politischen
Schlachtfelds gekämpft haben. Dass sie
so oft verkauft und verraten wurden, tut mir im
Herzen weh. Ich hoffe, ich habe sie nicht
falsch dargestellt, und danke allen, die mir bei
meinen Recherchen behilflich waren.

Ich bitte um Entschuldigung für die Freiheiten, die
ich mir habe nehmen müssen, um etwas
mehr Heiterkeit und Hoffnung in mein Buch zu
bringen, als den Hmong im wahren Leben
vergönnt gewesen ist. Außerdem möchte ich mich
bei den Missionaren Dr. G. Lynwood Barney
und William A. Smalley dafür entschuldigen,
dass ich meine eigene Transkription verwendet und
ihr gar vortreffliches phonetisches System
verworfen habe – aber es hat mir in jedem Sinne
Kopfschmerzen bereitet.

FORMULAR A223-79Q

AN: Richter Haeng Somboun
p. A. Justizministerium
Demokratische Volksrepublik Laos

VON: Dr. Siri Paiboun

BETR.: Amtlicher Leichenbeschauer

DATUM: 13.06.1976

LEBENS LAUF:

- 1904 Plus/minus ein Jahr - das nahm man seinerzeit nicht so genau. Geboren in der Provinz Khammouan, angeblich als Sohn Hmong-stämmiger Eltern. Ich selbst kann mich nicht daran erinnern.
- 1908 Ich werde zu einer bösen Tante abgeschoben, die mich...
- 1914 ...der Obhut eines Tempels in Savannaketh und damit dem Wohlwollen Buddhas überlässt.
- 1920 Abschluss der Tempelschule. Keine Glanzleistung.
- 1921 Die Buddha-Investition zahlt sich aus: Eine überaus großzügige französische Gönnerin schickt mich nach Paris, auf dass etwas aus mir werde. In Frankreich muss ich von Neuem die Schulbank drücken, um zu beweisen, dass ich mir meine Zensuren nicht ergaunert habe.
- 1928 Besuch der Ancienne Faculté de Médecine.
- 1931 In Paris eheliche ich Bouasawan und trete spaßeshalber in die Kommunistische Partei ein.
- 1934 Praktikum am Hôtel-Dieu-Krankenhaus. Ich beschließe, doch noch Arzt zu werden.
- 1939 Rückkehr nach Laos.
- 1940 Spiel, Spaß und Spannung im Dschungel von Laos und Vietnam. Ich flicke kaputte Soldaten wieder zusammen und versuche, dem Bombenhagel zu entgehen.
- 1975 Ich komme in der Hoffnung auf einen friedlichen Lebensabend nach Vientiane.
- 1976 Ich werde von der Partei zwangsrekrutiert und zum amtlichen Leichenbeschauer ernannt. (Bei dem Gedanken an die mir zuteilgewordene große Ehre vergieße ich nicht selten heiße Tränen.)

Hochachtungsvoll,
Dr. Siri Paiboun

INHALT

Prolog	11
1. Kalt erwischt	15
2. Wie man einen Pathologen in die Luft jagt	29
3. Ein Schicksal, schlimmer als der Tod	41
4. Der Krankenschwestern-Report	61
5. Schüsse aus dem Hinterhalt	75
6. Siri in der Anderwelt	87
7. Von Cashews muss ich immer furzen	97
8. Im Wald und unter Heiden	107
9. Der Fluch des Pogo-Sticks	123
10. Nicht praktizierende Atheisten	139
11. Die Teufelsbraut	155
12. Der Jungfernflug des Schamanen	165
13. Arzt und Dämon	193
14. Frauen vor Berglandschaft	215
15. Verschlussene Türen	227
16. Der Russenclub	241
17. Die Schande der Nation	257
18. Unter der Haube	271
19. Coitus interruptus	281

PROLOG

Da keine Aufzeichnungen mehr existierten, wussten die Hmong noch nicht einmal, wann ihnen ihre Vergangenheit abhandengekommen war. Die Geschichte hatte sich unwiederbringlich ausgelöscht. Die im nicht eben verlässlichen Stille-Post-Verfahren überlieferte Legende aber lautete wie folgt:

Die Ältesten der Hmong-Stämme hatten sich versammelt, um den großen Exodus anzuführen. Seit unzähligen Jahrhunderten schon waren sie von den Chinesen gepeinigt und geknechtet worden. Nun, da sie der Kampfesmut verlassen hatte, war die Zeit zur Flucht gekommen. Als Nomaden führten sie kaum wertvolle Besitztümer mit sich. Sie wollten mit ihren Tieren gen Süden ziehen, ins Gelobte Land, und sich dort eine neue Heimat schaffen. Einen Gegenstand aber gab es, der allen Hmong gehörte. Es war die heilige Hanfrolle, die nicht nur ihre Schrift enthielt und die Sagen und Mythen ihrer Vorfahren, die einst aus einem sonnenlosen, eisbedeckten Land gekommen waren, sondern vor allem eine Karte, die ihnen den Weg in ihr Nirwana wies: das Reich der Toten in der Anderwelt.

Die Schriftrolle wurde feierlich aus ihrem Versteck geholt, in Ziegenhaut gewickelt und bekam einen Ehrenplatz an der Spitze der Karawane. Die Hmong wanderten hundert Tage und hundert Nächte, und in der einhundertersten Nacht prasselte ein Monsun auf sie nieder, der sie bis auf die Knochen durchweichte, noch ehe sie Unterschlupf gefunden hatten. Zitternd vor Kälte saßen sie in einer Höhle, bis die Sonne aufging. Der Hüter der Schriftrolle stellte mit Bestürzung fest, dass der Regen durch die Ziegenhaut gedrungen und die heilige Schrift nass geworden war. Die passenden Mantras skandierend, entrollten sie den Text und legten ihn ins Gras, damit er in der heißen Morgensonne trocknen konnte. Und von der schlaflosen Nacht erschöpft, suchten die Gefährten sich ein schattiges Ruheplätzchen unter einem Baum und nickten ein.

Während sie so in tiefem Schlummer lagen, zog eine Rinderherde über den Gebirgspass und entdeckte erst die schlafenden Hmong und dann die mit Pflanzenfarben beschriebene Rolle. Nach neuen kulinarischen Erfahrungen lechzend, machten die Wiederkäuer sich mit Wonne über das köstliche Frühstück her. Als die Hmong erwachten, mussten sie feststellen, dass sich das Vieh an ihren Schriften gütlich getan hatte. Sie jagten die Rinder davon und klaubten die kläglichen Überreste der Hanfrolle zusammen. Diese übergaben sie dem Schamanen, der sie sicher und trocken verwahrte und die nächsten hundert Tage und Nächte bei ihnen wachte. Doch schließlich, am einhundertersten Tag, teilten sich die Wolken, und die Sonne kam hervor, und die Hmong fanden sich in einem verlassenen Weiler wieder. Der Schamane war aus Schaden klug

geworden und legte die Reste der Rolle auf dem Dachboden eines Langhauses aus, wo Rinder, Ziegen oder Vögel ihnen nichts anhaben konnten. Dann sank er wie seine Brüder und Schwestern in wohlverdienten Schlaf. Doch er hatte die Rechnung ohne die Ratten gemacht. Begierig stürzten sich die halb verhungerten Nager auf den Hanf und hatten ihn im Nu verschlungen. Dann, auf den Geschmack gekommen, fielen sie übereinander her. Als die Hmong schließlich auf den Dachboden kletterten, fanden sie nur noch tote Ratten und ein paar unentzifferbare Fetzen ihrer Kultur. So verloren die Hmong ihre Geschichte und ihre Schrift. Sagt die Legende.

Der Geist des allerersten Hmong-Schamanen See Yee blickte aus der Anderwelt empor und war stocksauer über die Achtlosigkeit seiner Stammesgenossen. Sein Groll währte ein oder zwei Menschenleben, dann erst brachte er es über sich, ihnen zu vergeben. Doch da er das Schicksal nicht unnötig herausfordern wollte, sandte er ihnen weder eine neue Hanfrolle noch eine neue Schrift. Stattdessen lehrte er sechs irdische Brüder, sechs Pfeifen von unterschiedlicher Länge zu spielen. Bald erkannte das Sextett, dass es die Toten auch ohne die Karte, allein durch ihr Spiel, in die Anderwelt geleiten konnte. Aber je älter die sechs wurden und je mehr persönliche Verpflichtungen sie hatten, desto schwieriger wurde es, sie zu einem gemeinsamen Auftritt zu bewegen. Und so lehrte See Yee die Menschen, die sechs Pfeifen zu einer Flöte zusammenzufügen und sie mit sechs Fingern zu spielen. Die *geng* war geboren.

Wenn die *geng* gespielt wurde, glaubten die Leute die Stimmen ihrer Vorfahren zu hören, ganz so als würden

die Geister durch das Instrument zu ihnen sprechen und ihnen den Weg ins Jenseits weisen. Fortan überlieferten die Hmong ihre Legenden in Form von Musik. Die Töne ersetzten ihnen die Schrift. Mit Hilfe der *geng* konnten sie neuen Generationen von ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft künden. Sie brauchten keine Bücher.

Bei den Missionaren aus dem Westen stießen derlei Narreteien natürlich auf taube Ohren. Ein Volk ohne Schrift war in ihren Augen barbarisch und primitiv. Und so ersannen sie ein lateinisches phonetisches System als Grundlage für eine Hmong-Schrift, die nur lesen konnte, wer zahllose komplizierte Regeln beherrschte. Die klugen Kirchenmänner glaubten, die zerstreuten Hmong-Stämme auf diese Weise unter ein gemeinsames sprachliches Joch gezwungen zu haben, aber so leicht ließen die Hmong sich nicht beirren. Um die Missionare bei Laune zu halten, lernten sie die Schrift, doch verfügten sie über ein System, das sämtlichen Erfindungen des Westens haushoch überlegen war. Sie besaßen eine musikalische Sprache, die den direkten Austausch zwischen zwei Seelen möglich machte.

1

KALT ERWISCHT

»Was ist denn das für ein grauenhafter Lärm?«

»Ein Hmong-Bettler, der Flöte spielt, wenn mich meine Ohren nicht täuschen.«

»Das hält ja kein Mensch aus. Wir sind hier in einem Krankenhaus, verdammt noch mal. Kannst du ihm nicht sagen, dass er Ruhe geben soll?«

»Du hast doch Beine. Also sag es ihm gefälligst selbst.«

»Ich bin beschäftigt.«

»Ich etwa nicht?«

Die Pathologie war aus Beton und hatte weder Risse noch Spalten, in denen sich Geheimnisse hätten verstecken können. Auf ihren Logenplätzen links und rechts der Leiche hörten Schwester Dtui und Madame Daeng jedes abfällige Wort der beiden Beamten. Die Buchprüfer erinnerten an ein unglückliches Ehepaar. Die blassen Männer in zerschlissenen weißen Hemden und Polyesterhosen waren gestern Vormittag hereingeschneit. Sie hatten Dtui den amtlichen Bescheid des Justizministeriums in die Hand gedrückt und das Büro in Beschlag genommen. Sie wollten die einwöchige Abwesenheit des Leichenbe-

schauers nutzen, um seine Buchführung des Jahres 1977 durchzugehen. Wie es schien, hatte man sie ausdrücklich angewiesen, in dem Wust von Papieren nach Fehlern zu suchen. Dtui wusste, dass dies ein nahezu aussichtsloses Unterfangen war, denn ihr Chef hatte eine so erbärmliche Handschrift, dass er sie selbst kaum lesen konnte. Hätte man eine Kakerlake in Tinte getunkt und sie kreuz und quer über das Papier krabbeln lassen, wäre das Resultat vermutlich leserlicher ausgefallen.

Aber Schwester Dtui musste die Buchprüfer für ihre Entschlossenheit bewundern. Sie hatten jeden freien Quadratcentimeter des Büros mit grauen Papierstapeln gepflastert und tänzelten nun barfuß und auf Zehenspitzen von einem zum anderen. Die gesamte erste Schublade des Aktenschranks hatten sie bereits durchforstet und füllten ihre Kassenbücher nun eifrig mit Notizen. Da es ihnen strengstens untersagt war, mit dem Hilfspersonal über ihren Auftrag zu sprechen, konnte Dtui ihnen leider nicht helfen, das zu finden, was sie suchten.

»Komm, wir gehen Mittag essen«, sagte einer von ihnen.

»Mh-hm.«

Zum ersten Mal seit ihrem Erscheinen waren sie sich einig. Dtui und Daeng hörten Papier rascheln, dann wurde die Bürotür, die seit Jahren niemand mehr in ihren verzogenen Rahmen gezwängt hatte, geschlossen und verriegelt, und einer der beiden Männer ließ aus sicherer Entfernung ein verhaltenes Hüsteln vernehmen.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Dtui.

»Genosse Bounhee und ich machen dann Mittag«, sagte er.

»Möchten Sie nicht hereinkommen und sich ein Sandwich mit uns teilen?«, schlug sie vor. Daeng schüttelte lächelnd den Kopf. Seit heute Morgen, als die Leiche eingeliefert worden war, hatten die Männer keinen Fuß mehr in den Sektionssaal gesetzt.

»Äh, nein. Lieber nicht. Wohlsein, Genossin«, sagte der Mann und verschwand.

Die einzige Pathologie in der Demokratischen Volksrepublik Laos hatte vier Räume. Da war zunächst das verbotene, mit Papieren übersäte Büro. Dann gab es noch die enge Lagerkammer, wo der Labortechniker Herr Geung die Präparatgläser polierte. Und schließlich den Sektionssaal selbst, den alle nur den Schneiderraum nannten. Hier saßen Schwester Dtui und Madame Daeng beidseits des verstorbenen Offiziers und nahmen ihr zweites Frühstück ein. Diese kleine Respektlosigkeit war keineswegs so pervers, wie es den Anschein hatte, sondern eine nachgerade zwangsläufige Folge der Ereignisse des zurückliegenden Vormittags.

Herr Geung litt an einer milden Form des Down-Syndroms und war wie geschaffen für monotone Aufgaben, die er stets gründlich und zu aller Zufriedenheit erfüllte. Alles Ungewöhnliche hingegen machte ihn nervös. Fremden Menschen oder Geräten, die seine gewohnte Routine durcheinanderbrachten, begegnete er mit Argwohn. Die Buchprüfer waren ein solcher Störfaktor, und Herr Geung grummelte in einem fort missgelaunt vor sich hin. Aber das war nicht das einzige Ärgernis in dieser Woche. Die völlig intakte französische Kühlkammer der Pathologie war durch ein doppelt so großes Monstrum sowjetischer Bauart ersetzt worden. Weder der Kranken-

haustechniker, der sie installiert hatte, noch Herr Geung, der für das An- und Abschalten zuständig war, kannte sich mit der Anlage aus. Dtui konnte zwar Russisch lesen, doch keiner der Regler schien die angegebene Funktion zu erfüllen. Und so hatte Herr Geung mit Entsetzen feststellen müssen, dass der Armeehauptmann schon nach knapp zwei Stunden tiefgefroren war.

Bei ihrem Eintreffen hatte Madame Daeng, die Verlobte des Leichenbeschauers, nicht nur Dtui vorgefunden, die den tränenüberströmten Geung zu trösten versuchte, sondern auch einen riesigen Eiszapfen von Leiche, der auf einer stählernen Rolltrage ruhte. Zu allem Übel erwarteten sie einen unbekannten Chirurgen, der am Nachmittag im Beisein des Klinikdirektors, Herrn Suk, die Obduktion vornehmen sollte. Bis dahin mussten sie den Leichnam irgendwie auf Zimmertemperatur erwärmen. Ihn in Decken zu wickeln, kam nicht in Frage, denn das hätte den Auftauvorgang nur verzögert. Es war ein verhältnismäßig kalter Tag Anfang Dezember, und es gab keine Heizung. Madame Daeng, die in jeder Krise einen kühlen Kopf bewahrte, schlug vor, den Soldaten in die Sonne zu schieben, die durch die Fensterjalousien fiel, und sich neben die Leiche zu setzen, damit ihre Körperwärme auf ihn abstrahlen konnte. Die einzige andere verfügbare Wärmequelle war ein rumänischer Wasserkocher. Sie verbanden ihn mit der Steckdose, stellten den Topf ans Ende der Edelstahltrage und sahen dem Wasser beim Blubbern zu.

Jetzt, wo das Wasser schon einmal kochte und auch eine Dose Erdnuss-Margarinen-Kekse bereitstand, konnten sich die beiden Damen ebenso gut ein Tässchen Tee

genehmigen. Aus Gründen des Anstands – und um die Krümel aufzufangen – breiteten sie ein weißes Tuch über den Unterleib des Hauptmanns. Und da saßen sie nun und unterhielten sich über die immer leerer werdenden Regale der Geschäfte.

»Wie sieht's aus?«, fragte Madame Daeng.

Dtui machte die Löffelprobe. »Noch eine Stunde, und er ist so weit.«

»Und wer führt die Obduktion durch? Ich dachte, Siri bringt als Einziger im ganzen Land die nötige Qualifikation mit.«

»Na ja« – Dtui lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück –, »von Qualifikation im strengen Sinne kann eigentlich nicht die Rede sein. Siri ist zwar gut, aber ein gelernter Pathologe ist er nicht. Was unsere Politbürokraten offenbar für nebensächlich hielten; Chirurg – Pathologe, gehopst wie gesprungen. Die können von Glück sagen, dass der Doc gleich in mehrfacher Hinsicht ein kleines Genie ist.« Da Dtui keine Ahnung hatte, wie viel Daeng über Siris Verbindungen zur Geisterwelt wusste, ging sie nicht weiter ins Detail.

»Und heute...?«

»Vertritt ihn ein junger Starchirurg, der erst seit Kurzem wieder im Lande ist. Er ist vor sechs Jahren als Sanitäter in die DDR gegangen. Erstaunlich, was im Ostblock alles möglich ist. Dort gehen die Uhren anscheinend etwas schneller als bei uns. Aber Obduktionen durchführen darf der Neue auch nicht. Wenn unser Freund hier kein Soldat wäre, hätte man ihn vermutlich auf Eis gelegt, bis Siri wieder da ist. Die Militärs möchten allerdings unbedingt so bald wie möglich wissen, wie ihr Offizier ums

Leben gekommen ist. Wie man hört, haben sie bislang keinen Schimmer, wer er ist. Sie warten darauf, dass seine Einheit ihn als vermisst meldet. Der Klinikdirektor hat unseren Jungstar gefragt, ob er auf die Schnelle eine Obduktion durchführen könnte, worauf der Knabe meinte: »So schwierig kann das ja wohl nicht sein.« Nun ja, wir werden sehen.«

»Es wäre jedenfalls weitaus schwieriger, wenn wir ihn nicht aufgetaut hätten. Es scheint zu funktionieren. Allmählich fängt er an zu müffeln.«

»Ja, jetzt rieche ich's auch.«

»Sieht aus, als würden wir mehr Wärme ausstrahlen, als wir dachten.«

In der Tat. Und die beiden Frauen hatten allen Grund zu strahlen. Die dralle, wunderschöne Dtui verdankte ihrer ersten sexuellen Erfahrung ein Baby, das unter ihrem Herzen wuchs. Zum Glück hatte Phosy, der Polizist, das einzig Richtige getan und ihr das Jawort gegeben. Tante Bpoo, die Wahrsagerin, hatte Dtui prophezeit, dass es ein Mädchen werden würde. Sie war zwar erst im dritten Monat, hatte ihrer Tochter aber schon einen Namen gegeben und ihr rosa Sonnenhüte gehäkelt. Die Kleine würde fröhlich, rund und intelligent werden wie ihre Mutter ... und Medizin studieren ... und sich erst schwängern lassen, wenn sie verheiratet war, statt mit dem positiven Testergebnis in der Tasche vor den Traualtar zu treten. In dieser Hinsicht würde sie ganz anders werden als ihre Mutter.

Madame Daeng strahlte, weil sie im vorgerückten Alter von sechsundsechzig Jahren einen Antrag von dem Mann erhalten hatte, den sie seit ihrer Jugend heimlich liebte.

Als Siri und sie sich vor ein paar Monaten im Süden des Landes wiedergefunden hatten, waren die alten Jungmädchengefühle von Neuem erwacht. Sowohl Siri als auch sie waren verwitwet – der hohe Preis des Krieges, der das Land jahrzehntelang verwüstet hatte. Trotzdem waren die beiden alten Kampfgenossen offen für eine neue Liebe. Dreist und schamlos war sie ihm nach Vientiane gefolgt und hatte alle verfügbaren Daumen gedrückt. Siri hatte auf denkbar unlaotische Art um ihre Hand angehalten: mit Blumen. Ein Brauch, den er zu ihrer großen Freude aus Frankreich mitgebracht hatte. Sie hatte ihm selbstverständlich einen Korb gegeben. Welche Frau, die etwas auf sich hielt, wäre auch auf das erstbeste Angebot eingegangen? Zum Glück hatte er sie ein zweites Mal gefragt, bei einer Tasse Kaffee, keine Blumen weit und breit, und diesmal hatte sie Ja gesagt. Gleich nach seiner Rückkehr aus dem Norden wollten sie Hochzeit feiern.

»Meinen Sie, wir können unseren kleinen Soldaten jetzt allein lassen?«, fragte sie Dtui.

»Na klar! Am besten, wir fahren gleich in Ihr Restaurant. Wenn er noch weiter auftaut, will er am Ende womöglich mitkommen.«

Herr Geung erklärte sich bereit, ein Auge auf die Leiche zu haben, und die beiden strahlenden Damen stiegen auf ihre Räder und rollten vom Klinikgelände. Sturm klingelnd bogen sie links ab in die Mahosot Road, obwohl es außer anderen Fahrrädern wenig gab, womit sie hätten kollidieren können. Für Radfahrer war Vientiane das reinste Paradies. Nur die wenigen Auserwählten, die Verbindungen zur Parteispitze hatten, konnten es sich leisten, den Tank ihres Mopeds mit Benzin zu füllen. Autos wa-